Das Haustier und wir

Wie machen uns Hunde eigentlich glücklich? Warum leben manche gern mit Schlangen oder Papageien zusammen? Und welche Folgen hat der Haustier-Boom für Hunde, Katzen und Kaninchen? Wir gehen diesen Fragen in unserem grossen Haustier-Dossier nach.

VON MARIUS LEUTENEGGER

Wer Tiere mag, folgt dem Verstand – nicht dem Trend

Während der Covid-19-Pandemie verstärkte sich der Trend zum Haustier in der Schweiz massiv. Dies hat auch das Problem der illegalen Einfuhr von Hundewelpen vergrössert – und könnte dazu führen, dass sich die Tierheime langfristig wieder füllen. Denn kann man wieder ins Büro und in die Ferien gehen, passen manche Vierbeiner kaum noch in den Alltag.

Im Januar dieses Jahrs vermeldete die Kantonspolizei Zürich die Verhaftung eines 33-jährigen Schweizers. Er hatte Hundewelpen illegal in die Schweiz eingeführt und sie im Internet auf betrügerische Weise zum Kauf angeboten: Die Welpen waren zum Teil bei hier ansässigen Tierarztpraxen gechippt und mit Schweizer Heimtierpässen ausgestattet worden – so gingen sie als teurere Hunde aus einheimischer Zucht durch. Kurz darauf beschlagnahmte die Schaffhauser Polizei zwei Hundewelpen, die illegal aus Serbien in die Schweiz eingeführt worden waren. Beide Tiere mussten wegen ihres schlechten Allgemeinzustands und der Tollwutgefahr eingeschläfert werden.

Ein Riesengeschäft

Der illegale Hundehandel ist in der EU und zunehmend auch in der Schweiz ein riesiges Problem. Viele Tiere kommen aus dem Osten; häufig werden sie via Österreich übers Rheintal in die Schweiz geschmuggelt. Im Kanton St. Gallen erhält Amtstierarzt Matthias Diener fast täglich eine Meldung über einen potenziellen Hundeschmuggel. Wie so oft geht es um Geld: Im Osten kostet ein Welpe zwischen 30 und 100 Euro, hier erzielt man damit schnell einmal 1500 Franken oder mehr. In den letzten Monaten hat sich das Problem deutlich akzentuiert – wegen der Covid-19-Pandemie. Die Menschen verbrachten im vergangenen Jahr mehr Zeit daheim als je zuvor, und die generelle Kontaktarmut motivierte manche, sich tierische Mitbewohner anzuschaffen.

Kurven zeigen steil nach oben

Dies beschleunigte den generellen Trend zum Haustier, der sich gut an der Zahl der Hunde festmachen lässt. 2016 lebten in der Schweiz weniger als eine halbe Million Hunde, seither kommen jedes Jahr etwa 5000 Tiere hinzu. 2020 explodierte der Zuwachs förmlich, um fast 11 000 auf über 532 000 Hunde. Bei Katzen sieht es nicht anders aus, auch wenn die Zahlen aufgrund fehlender Registrierungspflicht weniger verlässlich sind. Die Schweizer Katzenbevölkerung wird für 2020 auf 1,72 Millionen Tiere geschätzt, 2019 umfasste sie noch 1,63 Millionen. Und auch bei anderen Tierarten sind die Zahlen gestiegen: Der Zoofachhändler Qualipet verkaufte seit Beginn der Covid-19-Pandemie weit mehr Kaninchen, Hamster, Meerschweinchen, Fische und so weiter als üblich.

Tierheime leeren sich

Mit der nach oben schnellenden Nachfrage können Züchter nicht mithalten – man kann ja nicht einfach doppelt so viele Hunde produzieren wie üblich. Heiss begehrt waren deshalb auch die herrenlosen Tiere. Bei Tieronline, einer auf Tieradoptionen spezialisierten Plattform, bestätigt man auf Anfrage: Im ersten Lockdown registrierten sich mehr Interessenten als üblich. Von den Betreibern von Tierheimen kommt generell die Rückmeldung: Wir haben kaum noch Tiere, weil die Nachfrage so gross ist. Oft gibt es lange Wartelisten.

Täglich kommt und geht ein Tier

Ein Hund, der noch vermittelt werden könnte, ist der prächtige Rottweiler-Rüde Tank. Sein freundliches Wesen kontrastiert deutlich zu seinem zumindest Respekt erheischenden Aussehen. Tank lebt im Tierheim des Zürcher Tierschutzes, das sich unmittelbar neben dem Zürcher Zoo befindet. Seit 2013 wird das Heim von Rommy Los geleitet. «Durchschnittlich kommt und geht bei uns etwas mehr als ein Tier pro Tag», sagt der Diplom-Betriebswirt, den die Tierliebe zum Heimleiter machte. Das Tierheim ist nicht auf Hunde und Katzen spezialisiert, es nimmt auch Mäuse, Ratten, Chinchillas auf – und seit dem Eröffnen des Neubaus 2015 sogar Exoten wie Geckos, Schlangen oder Spinnen.

Weniger kommen, mehr gehen

«Etwa 85 Prozent der Tiere, die zu uns kommen, sind sogenannte Verzichtstiere – ihre Besitzer wollen oder können sie nicht länger bei sich haben», sagt Rommy Los. Um die 10 Prozent sind Findeltiere, etwa 5 Prozent wurden vom Veterinäramt beschlagnahmt. «Wir nehmen alles auf, was wir aufnehmen dürfen», sagt Rommy Los. «Also alles ausser Wild-, Nutz- und bewilligungspflichtige Tiere.» Im Moment ist es im Tierheim ruhiger als sonst. «Letztes Jahr hatten wir etwa 15 Prozent weniger Tiere als üblich», sagt der Tierheimleiter. Dazu führte die Covid-19-Pandemie aus zweierlei Gründen: «Zum einen haben die Leute mehr Zeit. Viele suchen Abwechslung oder Struktur und legen sich deshalb ein Haustier zu – die Nachfrage war hoch. Auf der anderen Seite beschäftigen sich viele mehr mit dem eigenen Tier und haben weniger das Bedürfnis, es abzugeben.»

FOTOS: SÄMI BETSCHART, MARIUS LEUTENEGGER, ADOBE STOCK, ZVG

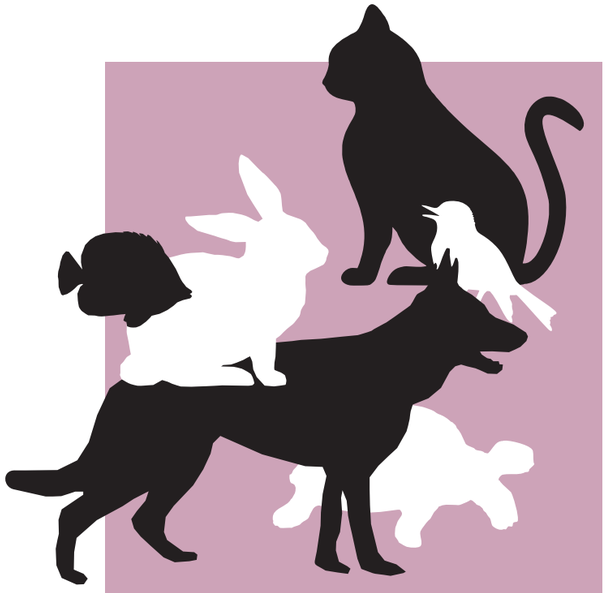
Rommy Los, Leiter des Tierheims des Zürcher Tierschutzes, mit dem Rottweiler-Rüden Tank. Der Hund wird vermittelt – aber nicht einfach so.

Jede Adoption wird überprüft

Welche Tiere im Heim leben – und wie lang –, ist sehr unterschiedlich. Vermittelt werden auch blinde, taube, alte Tiere, und manchmal braucht es dazu mehr Zeit. Auch Tank ist schon länger hier, obwohl man ihn am liebsten gleich nach Hause nähme. So einfach ist es aber nicht. Die Vermittlung von Hunden verläuft nach klaren Kriterien. Sie beginnt immer mit einem Telefonat, und schon da winken die Mitarbeitenden manchmal ab. «Erzählt mir ein 19-Jähriger, er stecke mitten in den Abschlussprüfungen, sage ich: Warten Sie doch noch mit dem Hund, bis Sie einen festen Job haben, und melden Sie sich dann wieder.» Wer die erste Hürde nimmt, wird zu einem Gespräch eingeladen. Rommy Los: «Danach zeigen wir die Hunde, die vielleicht passen könnten, und schauen, wie Interessent und Tier interagieren.» Es folgen Spaziergänge, und wenn alles gut geht, kann der Hund schliesslich für ein paar Woche auf Probe zu seinem neuen Menschen gehen. Danach gilt die Vermittlung als definitiv. Drei Monate später besucht jemand vom Tierheim den neuen Wohnort des Tiers und schaut sich alles an. «Das tun wir aber nicht nur bei Hunden», sagt Rommy Los, «sondern auch bei jeder Maus. Wir wollen wissen, wie es den Tieren geht, für die wir die Verantwortung übernommen haben.»

Lockdown ist nicht Alltag

Die Vorstellung, man könne sich in einem Tierheim mal schnell einen Hund holen, ist also falsch. «Wir leben in der Schweiz – da ist die Situation ganz anders als zum Beispiel in Rumänien, wo man über jede Vermittlung froh ist, weil



Milliardenumsätze mit Haustieren

So, wie die Zahl der Tiere steigt, vergrössert sich auch die finanzielle Bedeutung der Haustierhaltung. Allein für Hunde- und Katzenfutter wurden 2020 in der Schweiz 420 Millionen Franken ausgegeben – 2010 waren es noch 343 Millionen. Bis 2025 soll diese Summe auf eine halbe Milliarde Franken steigen. Wie viel Geld generell mit Heimtieren gemacht werden kann, zeigen die Zahlen des Schweizer Nahrungsmittelkonzerns Nestlé. Er setzte 2019 global über 14 Milliarden Franken mit Produkten für Heimtiere um, das sind rund 15 Prozent des Gruppenumsatzes. Das Unternehmen aus Vevey sieht hier offenbar einen Wachstumsmarkt: Gerade investiert Nestlé 450 Millionen Dollar in eine neue Tiernahrungsfabrik im US-amerikanischen North Carolina.

Skala nach oben offen

Wie viel ein Tier seine Besitzer kostet, ist sehr individuell; nach oben ist die Skala offen. Eine Belastung für das Haushaltsbudget ist ein Haustier aber in jedem Fall. Das Bundesamt für Statistik geht von durchschnittlichen Kosten von etwas über 1000 Franken im Jahr für einen Hund oder eine Katze aus, der «Beobachter» rechnet eher mit 2000 Franken – ohne Anschaffungskosten und ausserordentliche Ausgaben für die Gesundheit. Besuche beim Tierarzt können schnell sehr teuer werden. Wie auch beim Menschen steigen die Gesundheitskosten gegen Lebensende deutlich an. Immerhin lassen sich manche dieser Kosten versichern. Noch sind Hundeversicherungen zwar ein Nischenprodukt, die Helvetia schreibt aber auf Anfrage: «Wir verzeichnen seit einigen Jahren einen Anstieg der Versicherungsabschlüsse, da immer mehr Haustiere gehalten werden.» Einen Corona-Effekt hat man bei der Helvetia aber nicht festgestellt – das Interesse sei stabil wachsend.

draussen noch 100 andere Hunde warten», sagt Rommy Los. Ziel sei stets die letzte Vermittlung: Das Tier findet ein definitives Zuhause, das passt. «Es gibt leider genug Hundebesitzer, die sich nicht genügend Gedanken darüber machen, was es heisst, einen Hund ein Leben lang zu versorgen», weiss der Heimleiter. Im gewöhnlichen Alltag ist es nicht immer leicht, einen Hund gut ins Leben zu integrieren – ein Tier beansprucht viel Zeit und hat viele besonderen Bedürfnisse. «Ich gehe davon aus, dass die Leute, die sich jetzt in der Corona-Krise einen Hund zugelegt haben, sich so viele Gedanken gemacht haben wie die Hundeinteressierten vor der Pandemie. Aber temporär hat sich ihre Situation so verändert, dass es ihnen vorübergehend wahrscheinlich leichter fällt, mit dem Hund zu leben – sie sind immer daheim, reisen nicht und so weiter. Ändert sich die Situation wieder, könnte es zu einem bösen Erwachen kommen.» Und dann könnte es sein, dass die Tiere, die in letzter Zeit aus den Tierheimen geholt wurden, wieder dorthin zurückkehren.

Finger weg von Schmuggeltieren

Das Problem des dubiosen Hundeimports aus dem Ausland ist Rommy Los wohlbekannt. «Dieser Markt hat mittlerweile mafiöse Züge. Die Tiere werden in regelrechten Fabriken produziert, die Hündinnen müssen werfen und werfen, die Haltung ist schlecht, viele Welpen sind krank.» Auch ins Zürcher Tierheim gelangten schon Hunde, die im Internet bestellt und nach drei Tagen wieder abgegeben wurden. «Covid hat dem illegalen Markt zweifellos Auftrieb verschafft», weiss der Heimleiter. Wer Tiere mag, sollte daher auf keinen Fall einen geschmuggelten Hund erstehen. Denn welche Machenschaft man damit unterstützt, zeigt die Facebook-Seite des Tierspitals Zürich. «Zurzeit haben wir eine Flut von erkrankten Welpen als Folge des Corona-Welpenbooms», heisst es dort. «Die Nachfrage nach Hunden, insbesondere nach den Topsellern Zwergspitz und Französische Bulldogge, ist sehr gross. Da in der Schweiz nicht so viele Würfe fallen, werden die Welpen übers Internet bestellt.» Angefügt sind Beispiele von Hunden, die nicht überlebt haben. Der Traum vom günstig erstandenen Freund fürs Leben wird so zum Albtraum – zumindest für das betroffene Tier.

Warum nicht einfach ein Spazierfreund?

Dabei hätte alles so schön sein können. Auf die Frage, was einem ein Hund bringt, meint Rommy Los – der selber einen Hund besitzt: «Der Hund schenkt einem bedingungslose Liebe. Er ist ein Partner, der einem nicht von der Seite weicht. Ich finde, es ist einfach ein schönes Gefühl, wenn ein Tier Nähe sucht!» Zumindest, um auf das zuletzt erwähnte Gefühl zu kommen, muss man nicht unbedingt ein eigenes Tier besitzen. Dank der Covid-19-Pandemie boomen auch Angebote, bei denen Menschen wenigstens ein paar Stunden lang einem Tier nahe sein können. Viele Tierheime freuen sich, wenn Freiwillige mit den Hunden Gassi gehen. Schön für die Hunde – schön für die Menschen!

«Hunde haben auch beim Thema 50plus ein enormes Potenzial»

Professor Martin Meyer, Neuropsychologe am Psychologischen Institut der Universität Zürich, ist Co-Leiter der Studie «Beloved». Sie untersucht, wie sich das dauerhafte Zusammenleben mit Hunden auf das Wohlbefinden alleinstehender älterer Menschen auswirkt.

Professor Martin Meyer mit Rumo: «Will man einen Hund glücklich machen und selber mit ihm glücklich werden, muss man Nähe zulassen können.»

Sie haben selber einen Hund, den Labrador Rumo. Was gibt er Ihnen?

Martin Meyer: Rumo ist mittlerweile fast zehn Jahre alt. Nachdem wir einander so lang kennen, weiss ich: Er gibt mir sehr viel Struktur und Stabilität – sowie pure Freude, wie man sie sonst kaum erleben darf. Durch Rumo habe ich noch einmal die Welt ganz von vorn kennengelernt. Zunächst erlebt man die Welt ja, wenn man selber gross wird, dann durch die Augen der Kinder – und jetzt eröffnete mir der Hund die Chance, mich noch einmal auf andere Weise der Welt anzunähern, seine Perspektive einzunehmen. Ein Hund ist auch eine kognitive Herausforderung. Ich beschäftige mich beruflich vor allem mit Sprache und Gehirn, und es war eine eindrückliche Erfahrung zu sehen, wie Hunde kommunizieren – mit Menschen, ihresgleichen und anderen Tieren. Hunde sind multilingual. Sie verstehen es auf einzigartige Weise, sich dem Studium des Menschen hinzugeben. Sie beobachten einen von früh bis spät, und Rumo lernte auf sehr verblüffende Weise, uns zu lesen. Ja, und auch, uns zu manipulieren!

Wie kam es zu Ihrer Forschung?

Vor ein paar Jahren übernahm ich hier am Institut eine Aufgabe im Forschungsschwerpunkt «Dynamik gesunden Alterns». Ich hatte immer den Eindruck, von mir werde erwartet, dass ich mehr angewandte Forschung betreibe. Ich hatte meinen Hund, ging spazieren, traf ältere Leute, mit denen ich ins Gespräch kam. Die sagen einem dann Sachen wie: «Dank dieses Hunds bin ich noch am Leben!» Oder: «Dieser Hund gab mir Struktur, als ich meinen sterbenden Mann pflegte.» Oder andere: «Ich hätte so gern einen Hund, aber ich traue mich einfach

nicht an dieses Thema ran.» Da kam bei mir die Idee auf, das alles genauer zu untersuchen. Zu meinem Erstaunen stellte ich fest, dass es noch keine Studie gab, die sich mit den Auswirkungen eines Hunds auf das Wohlbefinden älterer Menschen auseinandersetzt. Man findet höchstens Studien zur Wirkung von Hunden in Altersheimen.

Warum ist eine solche Studie wichtig?

Ich bin überzeugt, dass die tiergestützte Therapie in den kommenden Jahren einen grösseren Stellenwert erlangen wird. Schon heute werden Hunde in vielen Therapien eingesetzt, etwa bei Kindern mit Lern- oder sozialen Störungen, es gibt auch erfolgreiche Projekte im Strafvollzug. Da bauen hartgesottene Schwerverbrecher erstmals eine Verbindung zu einem Lebewesen auf und übernehmen Verantwortung! Ich glaube, Hunde haben auch beim Thema 50plus ein enormes Potenzial. Aber wir brauchen jetzt zunächst einmal mehr Erkenntnisse dazu.

Wer nahm an Ihrer Studie teil, und worum ging es im Detail?

Teilnehmende waren 30 ältere Menschen, die sich alle entweder kurz vor oder bei Studienbeginn einen Hund anschafften – und die in der Regel noch nie einen Hund hatten. Sie mussten alle paar Wochen einen Standard-Fragebogen ausfüllen. Grob gesagt untersuchten wir drei Dinge: das psychische Wohlbefinden, das physische Wohlbefinden und das soziale Netzwerk.

Die Studie steht vor dem Abschluss. Welche Erkenntnisse gewannen Sie hinsichtlich des psychischen Wohlbefindens?

Da stellten wir eine deutliche Verbesserung fest. Ältere Leute leiden stark unter Einsamkeit. Sie ist ja das grösste Gesundheitsrisiko im Alter überhaupt, nicht etwa Diabetes oder Krebs. Studien in Japan zeigen, dass der körperliche Kontakt bei Mensch und Hund hormonelle Reaktionen hervorruft, die mit Wohlbefinden einhergehen. Dann aber ist der Hund halt auch immer da – man ist nicht mehr einsam, wenn man einen Hund hat, man kann mitten in der Nacht aufstehen und sich vergewissern, dass er da ist. Eine Studienteilnehmerin erzählte mir, sie hätte 50 Jahre lang das Schnarchen des Gatten nicht ertragen, aber das Schnarchen des Hundes sei das Geräusch, das sie in den Schlaf begleite. Ein Stück weit verzeiht man Hunden eben Dinge, die man auch kleinen Kindern verzeiht. Hunde sind allerdings nicht so anspruchsvoll wie Kinder, sie sind genügsamer und bringen einem uneingeschränkte Liebe entgegen. Sie bleiben auch immer auf einem gewissen Level, nicht wie Kinder, die sich permanent verändern. Die Beziehung ist sehr verlässlich.

Wie steht es um das physische Wohlbefinden? Auch da ist ein positives Resultat zu erwarten, schliesslich bewegen sich Hundehalterinnen und -halter viel …

Dennoch konnten wir mittelwertzentriert keine Veränderung feststellen. In der ersten Zeit nahm das physische Wohlergehen gar ab, nach drei Monaten besserte es sich wieder – und nach sechs Monaten befanden sich die Studienteilnehmenden wieder auf dem Ausgangslevel. Wir beobachteten die Teilnehmenden jeweils nur sechs Monate lang, vielleicht hätten sich langfristig andere Resultate ergeben. Ein neuer Hund bedeutet auch Stress, deshalb fühlten sich vermutlich viele Teilnehmende zu Beginn physisch überfordert.

Auch beim sozialen Netzwerk würde man spontan annehmen: Das verbessert sich! Auf den Hundespaziergängen lernt man ja viele Leute kennen …

Ja, wir dachten auch: Die Anzahl an Kontakten wird explodieren, aus einfachen Seniorinnen und Senioren werden Partymonster! Herausgefunden haben wir: In diesen sechs Monaten hat sich fast nichts geändert. Dafür habe ich nur eine Erklärung. Die Teilnehmenden waren mit ihren Hunden völlig zufrieden und hatten schlicht kein Bedürfnis nach anderen Menschen. Sie fanden es schön, mit anderen Hündelern zusammenzukommen, aber neue Netzwerke ergaben sich daraus nicht.

Sie haben bewiesen, dass Hunde das psychische Wohlbefinden steigern. Gilt das für jeden Menschen?

Ich dachte tatsächlich mal, man müsse einem depressiven Mensch nur einen Hund hinstellen, dann komme alles gut. Das war ein grosser Irrtum. Man muss bereit sein, sich auf einen Hund einzulassen, man muss aktivierbar und empfänglich für die Signale des Tiers sein. Andere ertragen schlichtweg nicht so viel Nähe und Präsenz, wie sie ein Hund einfordert. Will man einen Hund glücklich machen und selber mit ihm glücklich werden, muss man Nähe zulassen können.

Während der Covid-19-Pandemie gab es einen regelrechten Hunde-, ja Haustierboom. Was sagt der Psychologe dazu?

Für mich ist das ein Modetrend. Ich glaube nicht, dass die Leute auf dem Sofa sitzen, sich überlegen, was ihnen helfen könnte – und dann feststellen, ein Hund wäre jetzt genau das Richtige. Man starrt vielmehr ins Smartphone, kriegt einen Instagram-Beitrag mit einem süssen kleinen Hund geschickt, und da denkt man: Das wär's doch eigentlich, jetzt, in diesem Moment. Ich glaube, hinter dem Boom stecken sehr flüchtige Motive, das ist nicht substanziell.

Ein Papageien-Leben

Heinz Hunn im solothurnischen Erlinsbach ist keiner für halbe Sachen: Seine Liebe zu Papageien machte ihn zum grössten privaten Züchter der intelligenten Vögel in der Schweiz.

Heinz Hunn mit einem Rostkappenpapagei – der genau weiss, zu wem er gehört.

Dem fremden Journalisten trauen die prächtigen Rostkappenpapageien nicht – kaum kommt er in die Nähe ihrer Voliere, verstecken sie sich im Nistkasten. Aber Heinz Hunn, ihren Besitzer, scheinen die eindrücklich bunten Tiere sehr zu schätzen. Er redet ihnen ein wenig zu, und schon setzt sich ein Papagei auf seinen Arm. «Diese Tiere geben einem so viel», sagt der überaus fitte 77-Jährige. «Kam ich früher zum Beispiel gestresst von der Arbeit nach Hause, tat es mir immer gut, von ihnen begrüsst zu werden – selbst der scheueste Vogel kam ans Gitter!» Dass die Tiere zu Heinz Hunn eine Beziehung haben, ist so offensichtlich wie erstaunlich – denn sie müssen ihn mit vielen teilen: Der Vogelfreund aus Erlinsbach besass zeitweise bis zu 200 Sittiche und Papageien. Die meisten davon lebten paarweise, denn Heinz Hunn ist nicht allein Vogelfreund, sondern vor allem auch Papageienzüchter.

Schon als Jugendlicher besass Heinz Hunn Wellensittiche. Und er hatte bereits damals ein Faible für die Zucht. «In Zofingen gab es ein Chemieunternehmen, das viele weisse Mäuse für Versuche benötigte», erinnert er sich. Also züchtete er weisse Mäuse und verkaufte sie dem Unternehmen – bis auch die Schulkollegen diese Einkommensquelle entdeckten. «Da verlor ich das Interesse an den Mäusen, und ich stellte auf Kaninchen um.»

Für ein paar Jahre rückte die Tierwelt vorübergehend etwas in den Hintergrund. Als Automechaniker machte

Heinz Hunn Karriere bei Emil Frey in Safenwil, zuletzt leitete er die Toyota-Garage. Zudem gründete er eine Familie. «Und durch die erste Tochter kam ich schliesslich wieder auf die Vögel zurück», erzählt er. «Als sie klein war, kauften wir ihr einen Wellensittich, bald kam ein zweiter dazu, und da dachten wir: Schauen wir doch mal, ob es mit Nachwuchs klappt!» Heinz Hunn installierte im Käfig einen Nistkasten, und bald schlüpften kleine Vögelchen. Darauf vergrösserte sich die Vogelschar ziemlich schnell. Erst kamen Nymphensittiche hinzu, dann Blaukopfsittiche, Goldsittiche und andere südamerikanische Vögel. «Die sind wahnsinnig laut, wenn sie gestört werden – eine richtige Alarmanlage!»

Zum Glück befindet sich das Haus der Familie etwas ausserhalb der Gemeinde; Nachbarn, die sich gestört fühlen können, gibt es kaum. Und das ist gut, denn bald war nicht nur der Keller des Einfamilienhauses, sondern auch der Garten voller Vogelkäfige und Volieren. Die ganze Familie machte mit, auch die Frau, die beiden Töchter, der Sohn. Runter ging die Zahl der Vögel mit der Zeit nicht etwa deshalb, weil Heinz Hunn genug von der Tierzucht bekommen hätte – sondern weil er sich auf immer grössere Vögel spezialisierte, die viel Platz beanspruchten. «Man will sich doch immer etwas steigern», sagt Heinz Hunn. «So ging es mir auch im Beruf: Das Ziel war nicht, Konkurrenten zu verdrängen, sondern die Arbeit einfach jedes Jahr ein bisschen besser zu machen.»

Geradezu übermütig sei er geworden, angetrieben sicher auch durch den Erfolg, darunter einige Schweizer Erstzuchten. Heinz Hunn wurde zu einem wichtigen Lieferanten von Vogelfreunden in der Schweiz und in Deutschland. Er war für sein Hobby viel unterwegs und lernte unendlich viele Leute kennen. «Ich könnte ein Buch schreiben», meint er. Stattdessen reiht er nun am Gartentisch Anekdote an Anekdote. Darunter etwa jene über den dominanten Ara-Hahn, der auf ihn eifersüchtig war. «Das Weibchen durfte nicht mehr in die Aussenvoliere, wenn ich zu Hause war!» Oder jene vom wertvollen Hyazinth-Ara, der intelligent genug war, das Schloss seiner Voliere zu öffnen. «Da flogen 22 000 Franken weg!», lacht Heinz Hunn. Die Schwiegertochter sorgte dafür, dass Radio Argovia die Bevölkerung dazu aufrief, die Augen offen zu halten. Der bis zu 1,20 Meter grosse blaugelbe Vogel war in der Region natürlich nicht zu übersehen, und drei Tage später konnte Heinz Hunn das wunderschöne Tier quasi von einer Trauerweide pflücken – beziehungsweise mit Paranüssen anlocken und wieder einfangen. «Dumme Vögel wollte ich nie», sagt Heinz Hunn. «Vögel, die mit dem Schnabel das Futter holen, gefallen mir nicht. Ich mag solche, die das Futter mit dem Fuss greifen und es sich in den Schnabel schieben – die essen wie wir!» Interessant sei auch das Bedürfnis der Papageien, alles nachzuahmen. «Ich begrüsse Beppo zum Beispiel immer, indem ich die Hand hebe. Jetzt hebt er immer den Fuss, wenn ich komme.»

Wie man Vögel züchtet, lernte Heinz Hunn durch praktische Erfahrung. «Als ich begann, gab es kaum Literatur dazu», sagt er. «Neue Erkenntnisse gewann man vor allem durch Beobachtung.» Es braucht aber auch viel Gespür, um die sensiblen Tiere erfolgreich züchten zu können. Und Zeit: Jeden zweiten Tag müssen alle Volieren herausgeputzt werden. Lang in die Ferien konnten die Hunns nie. «Aber dafür wurde uns auch im Lockdown nie langweilig», sagt der Vogelzüchter.

Mittlerweile ist der Bestand stark geschrumpft; Heinz Hunn besitzt noch etwa 20 Vögel, vornehmlich Raritäten wie den in freier Wildbahn vom Aussterben bedrohten afrikanischen Kappapagei oder den grünen Kongopapagei. Kürzertreten musste er unter anderem auch aufgrund immer schärferer Tierschutzbestimmungen. Wer heute ein Ara-Paar halten will, braucht eine mindestens 30 Kubikmeter grosse Anlage. Nicht zuletzt die vielen Auflagen haben das einst recht stark verbreitete Hobby der Vogelzucht zurückgedrängt. «Jene, die heute noch züchten, sind alle uralt», meint Heinz Hunn. Seine Begeisterung für Papageien mutet indessen noch sehr frisch an.

Anzeige

www.sehen-hoeren.ch

Mehr Lebensqualität trotz Einschränkungen!

Machen Sie den Test zur Einschätzung von Seh-und Hörproblemen im Alltag.

Wie Sie trotz Seh-und Hörverlusten im Alter Lebensqualität erhalten, lesen Sie in unseren Tipps.

SZBLIND
Schweizerischer Zentralverein für das Blindenwesen

Ein Informationsangebot der Fachstelle Hörsehbehinderung des Schweizerischen Zentralvereins für das Blindenwesen. Tel: 062 888 28 68, sehen-hoeren@szblind.ch

Frech und herzig!

Katze Josi wohnt in Winterthur bei Esther, Jonas und Lena. Die drei jungen Leute bilden seit Jahren eine Wohngemeinschaft und wollten schon immer ein Haustier haben.

Jonas, Esther und Lena – jetzt in einer Vierer-WG mit Josi!

«Josi ist kein Corona-Haustier!», wehrt sich Lena. «Dass wir sie im vergangenen Jahr bekamen, ist Zufall!» «Wir», das sind drei junge Leute, die seit einigen Jahren in Winterthur eine Wohngemeinschaft bilden: die 27-jährige Logopädin Esther, ihr Freund, der 26-jährige Jonas, der den Master zum Übersetzer macht, und eben Lena, die 23-jährige angehende Ergotherapeutin. «Eine Katze war immer ein Thema für uns», sagt Lena, «aber zuvor wohnten wir an einer Hauptstrasse. Als wir letzten Sommer in eine neue Wohnung zogen, wo es für eine Katze ungefährlicher ist, war die Sache für uns klar.» Die drei fragten herum, wer ein Kätzchen abzugeben hätte. «Auswahlkriterien gab es eigentlich keine, das Tier musste uns halt einfach gefallen. Und als wir zu einer Familie gingen, deren Katze gerade Junge gekriegt hatte, entschieden wir uns für die dreifarbige Josi.» Diese sei weniger scheu als ihre Geschwister gewesen und gleich auf sie zugekommen. «Frech und herzig eben!» meint Lena.

Die drei wuchsen alle mit Tieren auf. Während Jonas und Esther schon als Kinder Erfahrungen mit Katzen sammelten, hatte es Lena mit Hühnern zu tun, und das mitten in Winterthur. «Meine Eltern bauten ein Gartenschöpfchen in einen Hühnerstall um, als meine Schwester und ich klein waren», sagt sie. «Einmal hatten wir 13 Tiere! Nein, natürlich assen wir sie nicht, aber wir freuten uns über die Eier.» Hühner als Haustiere, das sei toll gewesen. «Erzählte ich in der Schule davon, fanden das alle sehr cool, sie wollten zu mir kommen und die Hühner streicheln. Das konnte man, die Tiere waren zahm und kannten uns.»

Die drei Mitglieder der Wohngemeinschaft fühlen sich alle gleichermassen verantwortlich für Josi – und Josi akzeptiert alle gleichermassen als ihre Menschen. Mal schläft sie bei Jonas und Esther, mal bei Lena, mal allein. «Sie mag uns alle gleich gut – etwas anderes ist uns jedenfalls nicht aufgefallen», lacht Lena. Sie findet, Josi gebe allen viel. «Tiere sind hinsichtlich Stimmungen sehr feinfühlig. Geht es einem nicht so gut, kommt Josi und setzt sich einem auf den Schoss, das tut gut.» Sei man bei Abwesenheit der beiden Mitbewohnenden gerade allein in der Wohnung, fühle man sich dank Josi eben doch nicht allein. «Klar komme ich mir seltsam vor, wenn ich dann mit ihr spreche, aber ich habe schon das Gefühl, sie hört mir zu.» Für Kommunikation sorgt die Katze auf jeden Fall: «Mit den Nachbarn kommt man schnell in Kontakt – sie wissen, Josi ist unsere Katze, und erzählen uns dann erfreut, sie hätten sie draussen gesehen. Alle haben Freude daran!»

Hat auch Josi Freude an ihrem Katzendasein in der WG? Lena: «Soweit ich das beurteilen kann, findet sie es gut bei uns. Sie hat eine innere Uhr, wir geben ihr immer um zehn Uhr abends etwas zu essen – und sie kehrt immer pünktlich heim.»

Eine einseitige, aber lange Beziehung

Südliche Madagaskarboas leben nur etwa 15 Jahre lang, hiess es einst. Olivier Struchen weiss, dass das nicht stimmt – seine beiden Schlangen sind seit bald 20 Jahren bei ihm.

Olivier Struchen und eine seiner beiden Südlichen Madagaskarboas – die ihn auch nach langer gemeinsamer Zeit nicht kennt.

Als Journalist macht man immer wieder die Erfahrung, dass Menschen, die einer Sache mit Leidenschaft nachgehen, gar nicht recht sagen können, woher diese Leidenschaft rührt – sie ist für sie eine schlichte Selbstverständlichkeit, über die man nicht lang nachdenken muss. So ist es auch mit dem 34-jährigen Olivier Struchen aus Schlieren bei Zürich. Klar ist immerhin: Er war schon als Kind von Reptilien und anderen exotischen Tieren fasziniert. «Besuchte unsere Klasse die Bibliothek, zog es mich zu den Tierbüchern. Während andere in den Fussball-Club gingen, verbrachte ich meine Freizeit im Reptilienzentrum.»

Das war ein kleines Fachgeschäft in Urdorf, in jener Gemeinde, in der Olivier Struchen aufwuchs. Er habe den Besitzer des Reptilienzentrums immer wieder gefragt, ob er bei ihm arbeiten dürfe. Als er 14 wurde, war es so weit: Olivier wurde so etwas wie Mittwochnachmittags-Tierpfleger. Er reinigte Käfige, fütterte Tiere und half mit im Verkauf. Sein erster Lohn war ein kleines Terrarium mit einer Vogelspinne. Bald folgten mindergiftige Skorpione. Die Eltern akzeptierten das ungewöhnliche Hobby ihres Buben. «Erst als ich mir zwei Südliche Madagaskarboas anschaffen wollte, waren sie zunächst etwas skeptisch.» Damals war Olivier Struchen 15 Jahre alt. Schliesslich durfte er die Schlangen aber doch nach Hause nehmen, in ein Terrarium in seinem Zimmer.

Seither begleiten ihn die beiden Tiere. Das Wohnzimmer des Reihenhauses, in dem Olivier mit seiner Freundin und dem grossen Mischlingsrüden Max lebt, wird dominiert von einem riesigen Terrarium, das fast bis zur Decke reicht. Die Schlangen seien vielleicht 1,7 oder 1,8 Meter lang, sagt Olivier Struchen. Genau weiss er es nicht. Südliche Madagaskarboas sind eben keine Kuscheltierchen, die man aus dem Terrarium nimmt und mal kurz misst. Auch spielen kann man mit ihnen nicht; die Tiere liegen hauptsächlich herum, alle paar Wochen erhalten sie eine tote Ratte als Nahrung, alle paar Tage muss das Terrarium leicht gereinigt werden – für die gleichbleibenden hohen Temperaturen von tagsüber 30 Grad sorgt Elektronik. «Und ich glaube auch nicht, dass sie mich kennen», sagt Olivier Struchen. «Ja, die Schlangen und ich, wir haben eine Beziehung, aber diese ist wohl sehr einseitig.» Trotzdem würde er die Tiere nicht missen wollen. «Tagsüber bewegen sie sich nicht, wenn es eindunkelt, werden sie lebhafter. Ich liebe es, sie dann zu beobachten.»

Wer Reptilien halte, habe in der Regel aber auch Freude daran, einen Lebensraum zu kreieren, ein Habitat nachzubilden. Olivier Struchen weiss das, weil er täglich mit solchen Leuten zu tun hat. Erst machte er zwar eine «vernünftige» Ausbildung, eine KV-Lehre, aber nach ein paar Jahren merkte er, dass die Bürowelt nicht zu ihm passt. Er kündigte seine Stelle und ging zu Qualipet, dem grossen Zoofachhändler. Dann wechselte er zu Lorica; das Zofinger Unternehmen ist die bedeutendste Züchterin von Reptilien in der Schweiz, betreibt über 1000 Aufzucht- und Zuchtterrarien und ist auch führend bei der Schulung von privaten Interessenten. Olivier Struchen absolvierte eine Zweitlehre zum Heimtierpfleger, heute doziert er auch an der Berufsschule.

Sind Schlangen denn überhaupt Heimtiere? «Sie sind als Heimtiere sogar recht geeignet», findet Olivier Struchen. «Sie sind sehr genügsam, die Haltung ist einfach, und sie machen kaum Arbeit. Allerdings würden ich keine Boas empfehlen, die brauchen einfach zu viel Platz.» Sind die Schlangen in Gefangenschaft denn auch einigermassen zufrieden? Olivier Struchen ist pragmatisch. «Ich glaube, jedes Tier wäre wohl lieber in der freien Natur. Tierhaltung ist wohl immer egoistisch: Man sperrt ein Tier ein, um es für sich zu haben. Nur Hunde oder Katzen suchen freiwillig die Nähe zu den Menschen, bei allen anderen Tieren bleibt die Haltung moralisch fragwürdig.» Den Schlangen gehe es aber gut, sie hätten sich gern fortgepflanzt – heute betreibt Olivier Struchen privat keine Züchtung mehr –, und in der Natur kämen diese Tiere ja auch nicht viel herum.

Und wie ist es mit den Vorurteilen gegenüber Schlangen? Olivier Struchen erzählt von einer schlechten Erfahrung mit einem Radiosender, der ihn am Tag des Tiers zu einem Live-Gespräch einlud und nur blöde Fragen stellte – ob man eine Freundin finde, wenn man Schlangen besitze, ob er gebissen worden sei und so weiter. Doch das ist alles im grünen Bereich! Nur die Wohnungssuche könne sich schwierig gestalten, sagt der Reptilienfreund – bei der grossen Konkurrenz unter Wohnungssuchenden haben Schlangenhalter nicht die besten Karten. «Dabei kommt doch so viel Gutes von der Schlange – viele Medikamente oder Blutgerinnungsmittel beruhen auf Schlangengift. Und das Symbol der Apotheken und Mediziner zeigt die Äskulapnatter!»

Anzeige

WERBUNG

BESSER HÖREN. BESSER LEBEN.

Probieren. Erleben. Dazugehören.

Mit innovativer Technik den Alltag neu erleben: Hörsysteme von heute sorgen für bestes Sprachverstehen und unterstützen dank smarter Funktionen im täglichen Leben.

Wenn jemand immer öfter «Wie bitte?» fragt, den Fernseher immer lauter dreht oder sich in einem Gespräch zunehmend zurückzieht, sind das typische Anzeichen einer Hörminderung. Ein Hörverlust macht sich meist schleichend bemerkbar. Menschen mit Hörminderung versuchen oft, diese zu überspielen. Ängste sind hier jedoch unbegründet. Denn mit Hörsystemen von heute erlebt man den Alltag vollkommen neu:

Dazugehören & Neues erleben

Innert Sekunden stellt sich ein Hörsystem vollautomatisch auf verschiedene Situationen ein. Das bedeutet, Hörgeräteträger tauchen unkompliziert in die unterschiedlichen Geräuschkulissen des Alltags ein. Auch entspannten Gesprächen in lauter Umgebung steht nichts mehr im Weg – Störgeräusche werden einfach minimiert. Erleichterung im Alltag bietet die Möglichkeit zur Bluetooth-Verbindung zwischen Hörgeräten und Smartphone oder TV. Dadurch telefoniert man zukünftig freihändig und spielt sich den Ton direkt über die Hörsysteme ins Ohr.

Hörsysteme 30 Tage lang kostenlos und unverbindlich im Alltag ausprobieren.

Jedes Ohr ist so individuell wie das Leben. Deshalb ist auch ein Hörsystem etwas ganz Persönliches. Bei Neuroth kann man aus diesem Grund ein Hörsystem 30 Tage lang mit nach Hause nehmen und es in gewohnter Umgebung testen. Kostenlos und unverbindlich, für besseres Hören und besseres Leben.

Foto: Neuroth AG

Testen Sie jetzt ein Hörsystem und gewinnen Sie ein 1. Klasse GA der SBB – Ihr Ticket für neue Erlebnisse.

Mehr Infos & Anmeldung unter
neuroth.com/erleben
oder **00800 8001 8001.**

NEUROTH